

Schlechtes und gutes Deutsch

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„e“: ubestimmtes weibliches Geschlechtswort, „Muus“: weibliches Hauptwort, „gfanqe“: Mittelwort von der Vergangenheit? Oder in der Satzlehre: „D' Chaz“: Satzgegenstand, „hät“ gfanqe“: Satzursprung, „e Muus“: Ergänzung im Nennfall (1). Gräßliche Vorstellung! Wenn man aber den Kindern die Mundart verleiden will, kann man's nicht geschickter machen. Die Mundart der Kinder ist im allgemeinen besser als die der Erwachsenen, weil ihre Sprache einfacher ist; sie sprechen noch nicht von den „betreffende Paragrafhe“ oder vom „Bau dieses Schuelhuses“. Zu verbessern ist da nur der Wortschatz des einfachen täglichen Lebens, und da genügt es, wenn der Lehrer ein- oder mehrmals nachdrücklich darauf aufmerksam macht, daß man auf Schweizerdeutsch nicht sagt Butter, Kastanie, Stricke, merci usw., sondern eben — schweizerdeutsch. Die Kinder bringen das nach Hause, und auf diesem Wege kann die Schule auch auf die Erwachsenen wirken. Wir kennen einen Fall, wo ein Lehrer den Erfolg geerntet hat, daß in einer Familie Papa und Mama plötzlich zu Vatter und Mueter wurden. Auf höherer Stufe kann man beim bezüglichen Fürwort darauf aufmerksam machen, daß es in der Mundart nicht „der, die, das“ heißt, sondern „wo“. Wenn der mundartliche Sprachunterricht planmäßig in den übrigen Sprachunterricht eingebaut wird, sollte das genügen. Man hüte sich, den Kindern ihre Unbefangenheit im Gebrauch der Mundart zu rauben durch Systematik! In den Lesebüchern könnte der mundartliche Stoff, und zwar nicht nur in Versform, wohl etwas vermehrt werden. Wenn wöchentlich eine Stunde dann gerade diesem Stoff gewidmet wird oder ein Gesinnungsfach wie die Sittenlehre grundsätzlich in der Mundart erteilt wird, wird das die Achtung vor der Mundart erhöhen.

Zu 3): Die Schaffung einer unsern mundartlichen Lautverhältnissen angepaßten Schreibweise (nicht „Schrift“) ist zu wünschen und bereits im Gang. Ein von der Neuen Helvetischen Gesellschaft Zürich eingesetzter Ausschuss unter Leitung von Prof. Dr. Dieth hat bereits zwei Sitzungen gehalten, und eine dritte steht bevor. Ob das Ergebnis erfreulich werde, ist noch nicht sicher. Es kommt sehr darauf an, für wen oder wofür die Schreibweise bestimmt sein soll, ob nur für die mundartlichen Schriftsteller oder für das Volk, insbesondere für die Schüler. Oder, anders gesehen: ob sie für Volk und Schüler nur zum Lesen oder auch zum Selbstschreiben bestimmt sei. Aus der Frage 3 ist vielleicht zu schließen, daß der Volksschüler sie nur lesen, aber nicht selber schreiben soll; im Ausschuss wollte man weiter gehen und die neue Rechtschreibung auch für den Erstklässler und das „Burefraueli“ zurechtmachen. Dabei wurde z. B. beschlossen, „alle langen Vokale durch Doppelschreibung wiederzugeben“. „Ware“ wird also „Waar“ oder, da vielleicht auch noch Kleinschreibung der Dingwörter beschlossen wird: „waar“, aber auch eine Geschichte kann „waar“ sein. Vor einer derartigen Fibel möchten wir nun durchaus warnen. In der Fibel tritt dem Kinde das gesprochene Wort zum ersten Mal geschrieben oder gedruckt vor Augen. Dieser Eindruck des Schriftbildes ist ungemein wichtig, und gerade weil Mundart und Schriftsprache so nahe verwandt sind, sollte man die Quellen zu Verwechslungen ängstlich vermeiden. Man stelle sich einmal diese mundartliche Fibel vor: das Kind lernt zwei wichtige und häufige, aber in der Bedeutung grundverschiedene Wörter in der Form „waar“ (das eine vielleicht als „Waar“) kennen und muß, wenn nicht gleichzeitig, doch früher oder später umlernen und sich einprägen, daß das eine Wort „Ware“ und das andere „wahr“ geschrieben wird. Was für einen greulichen Wirrwarr gäbe das in

den armen Köpfchen! Harmloser wären mundartliche Lesehefte, wenn die Zahl der mundartlichen Lesestücke im Lesebuch nicht genügen sollte.

Zu Frage 4) können wir nur ja sagen. Nicht daß diese Erweiterung zeitlich sehr umfangreich sein müßte; es kommt mehr auf die Weckung des Verständnisses und des guten Willens als auf „Systematik“ an. Auf keinen Fall natürlich dürfte diese Erweiterung auf Kosten der bisherigen schriftsprachlichen Ausbildung gehen; die Zeit kann man bei andern Fächern einsparen.

Zu 5): Ebenso wenig oder noch weniger darf die schriftsprachliche Ausbildung der Schüler leiden. Auf die angegebene Art könnte das wohl vermieden werden.

Bis zur nächsten Nummer werden wohl die Beratungen über die mundartliche Rechtschreibung so weit gediehen sein, daß wir darüber berichten können. Auch die Schrift Guggenbühls „Warum nicht schweizerdeutsch?“ soll uns beschäftigen.

Schlechtes und gutes Deutsch.

Bielertorts ist das Amtsdeutsch besser als sein Ruf; das rückständigste ist wohl das Gerichtsdeutsch. Ueber die lächerliche Gewohnheit, die Urteile in einen einzigen Satz zu fassen, haben wir schon früher gespottet. Aber auch sonst schreibt man auf den Gerichtskanzleien gern lange Sätze. Ein glänzendes Beispiel lieferte der Mann, der die Aufgabe hatte, das Urteil im Frankfurter-Prozess zu begründen. Da heißt es:

„Auch die vom Psychiater gewiß richtig als der Persönlichkeit Frankfurters und dessen, aus seiner ganzen in mehr als einer Beziehung unerfreulichen Daseinsentwicklung entspringenden Gedankengängen entsprechend und demnach als wohl zutreffend, ja sogar geradezu den Schlüssel zur Erklärung der zu beurteilenden Straftat abgebend, bezeichnete eigene Darstellung von dem zuerst bestandenen Selbstmordplan und dem erst nachträglich, aus diesem heraus sich entwickelnden und feste Gestalt annehmenden Gedanken und Entschluß einer Ermordung eines Feindes seiner Religion und deren Anhänger, als welchen er schließlich Ginstoff auswählt, als den für ihn am ehesten, wenn nicht einzig Erreichbaren, spricht dafür, daß der Angeklagte die Tat allein gesponnen und auch ausgeführt hat.“

Dieser bündnerische Gerichtsschreiber war als Gymnasiast gewiß ein glänzender Lateiner, aber sein Deutsch ist scheußlich. Bewundern muß man gewiß den Aufbau; denn eine gründliche (ziemlich zeitraubende) Prüfung ergibt, daß er vollständig richtig ist. (Im Abdruck des „Volksrechts“ fehlten drei wichtige Satzglieder, aber die richtige Wiedergabe in den „N. Z. N.“ (s. o.) ist deshalb für die ersten drei Lesungen nicht leichter verständlich). Der Mann ist sicher akademisch gebildet, aber sein Satz ist doch barbarisch. Oder ist es nicht eine Rücksichtslosigkeit, seinen Mitmenschen Verständnis für ein solches Satzungeheuer zuzumuten? — Aber wie hätte er's machen sollen? — Etwa so:

Nach seiner eigenen Darstellung dachte der Angeklagte zuerst nur an Selbstmord; erst nachträglich habe sich daraus der Gedanke und dann der Entschluß zur Ermordung eines Feindes seiner Religion und ihrer Anhänger entwickelt; als solchen habe er schließlich als den am ehesten, wenn nicht einzig erreichbaren Ginstoff ausgewählt. Diese Darstellung entspricht, wie der Psychiater gewiß mit Recht erklärt hat, der Persönlichkeit Frankfurters und seiner ganzen, in mehr als einer Beziehung unerfreulichen Entwicklung und bildet geradezu den Schlüssel zu seiner Straftat. Auch sie spricht also dafür, daß der Angeklagte die Tat allein gesponnen und ausgeführt hat.

Diese Fassung enthält statt 104 nur 94 Wörter, ist also schon etwas kürzer. Gewiß hätte man's noch kürzer machen können; wir haben nur das Allerüberflüssigste weggelassen: Statt Daseinsentwicklung sagen wir einfach Entwicklung, und wenn Frankfurters eigene Darstellung dieser Entwicklung entspricht, so entspricht sie sicher auch den

daraus entspringenden Gedankengängen (man stelle sich einmal solche einer Daseinsentwicklung entspringende Gedankengänge vor!); wenn ferner diese Darstellung geradezu den Schlüssel abgibt, muß sie wohl auch zutreffen, und daß der Mordgedanke in dem Entschlusse schließlich „feste Gestalt annahm“, ist auch selbstverständlich. Es kommt aber weniger auf die Zahl der Wörter an als auf den Aufbau des Satzes. Bei diesem Wortschwall vergeht einem ja Hören und Sehen. Satzgegenstand ist „die Darstellung“. Zwischen das Geschlechtswort „die“ und das Dingwort „Darstellung“ schiebt nun der Unglücksman eine aus 42 Wörtern bestehende Zuschreibung, und an diese „Darstellung“ hängt er dann in 46 Wörtern drei weitere Zuschreibungen. Wir haben den Bandwurm in vier Stücke zerschnitten und diese sachlich geordnet.

Wie Landenbergs Reiter auf der Verfolgung Baumgartens in die Hütten und Herden der Landleute fallen, läßt Schiller den Fischer Ruodi stöhnen: „Wann wird der Retter kommen diesem Lande?“ Die Gerichtschreiber bilden kein Land, aber einen Stand; darum sagen wir: „Wann wird der Retter kommen diesem Stande?“

Otto Behaghel †

Ein besonders verdienter Kämpfer im Lager des Deutschen Sprachvereins hat letzten Herbst die Augen geschlossen: der betagte Geheimrat Otto Behaghel in Gießen. Er war vor bald 50 Jahren am Basler Gymnasium kurze Zeit mein Deutschlehrer, und als ich vor sechs Jahren in Gießen den einzig noch lebenden aus der Schar meiner Lehrer besuchte, durfte ich ihm etwas aus der damaligen Schulzeit in Erinnerung rufen, was ich gern auch hier erzähle. Nämlich, wie er mir das Phrasenmachen ausgeübt hat. Ein Lehrer hatte uns aufgegeben, einen Aufsatz zu schreiben über „die Freuden der Einsamkeit“. Durch einen Lehrerwechsel gab es sich, daß Prof. Behaghel diese Aufsätze zu beurteilen hatte. Er stand neben meiner Schulbank, als er meine Arbeit besprach, rügte dies und das und fragte dann in seiner etwas scharfen und raschen Art: „Glauben Sie das wirklich, was Sie da geschrieben haben?“ Dem war nicht zu widerstehen; ich antwortete: „Eigentlich nicht.“ „Na, also...“ erwiderte Behaghel und gab dann in taktvoller Weise zu meiner Entlastung zu verstehen, daß der Lehrer, der uns die Aufgabe gestellt hatte, mitschuldig sei an meinem Mißgriff. Ich bin ihm zeit- lebens dankbar geblieben für diese erzieherische Tat, und wenn ich je im Leben in Versuchung geraten bin, hohle Redensarten zu machen, so mußte ich denken: was würde Professor Behaghel dazu sagen? So erzieht man junge Menschen!

Ich bin dem trefflichen Germanisten noch für weitere Gaben zu Dank verpflichtet. Sein gemeinverständliches Buch „Die deutsche Sprache“ (in der Sammlung: Das Wissen der Gegenwart) habe ich drei Mal gelesen. Das erste Mal als Schüler, schon ehe ich den Verfasser kannte, das zweite Mal, als ich unter fremdem Volk auf fremder Erde, angeregt durch die Notwendigkeit in fremdem Sprach- und Schrifttum heimisch zu werden, die Berührung mit dem eigenen Wesen doch nicht verlieren wollte (damals las ich es meiner Frau vor, die in demselben Kampf um die eigene Art stand), und zuletzt wieder als alternder Mann.

In Otto Behaghel sahen wir die besten Eigenschaften des deutschen Wissenschaftlers verkörpert. Möchten Forschung und Lehramt auf den hohen Schulen des deutschen Mitteleuropas auch künftig solche unbestechliche und unabhängige Männer an der Arbeit sehen. Eduard Blocher.

Büchertisch.

P. F. L. Hoffmann, Wörterbuch der deutschen Sprache in ihrer heutigen Ausbildung. Mit besonderer Berücksichtigung der Schwierigkeiten in der Bedeutung, Beugung, Fügung und Schreibart der Wörter und mit vielen erläuternden Beispielen aus dem praktischen Leben. 10. Auflage von Grund aus umgestaltet und neu herausgegeben von Dr. Martin Block. XVI 700 Seiten Großoktav. In Leinen gebunden 6.25 RM., fürs Ausland 4.69 RM. Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig C 1.

Der Verlag empfiehlt das Buch mit den Worten:

Das neue Wörterbuch der deutschen Sprache stellt sich in bewußten Gegensatz zu den vielen anderen Wörterbüchern, die nur das aufzeichnen, was in die Schriftsprache aufgenommen worden ist. Hoffmann-Block bietet den wirklich gesprochenen und geschriebenen Wortschatz der deutschen Sprache, die Sprache, die von allen Volksgenossen gesprochen und verstanden wird. Die Mundarten, die Berufs- und Standessprache, der Volkswitz, die Kraftausdrücke, die Sprache des Verkehrs- und Sportlebens sind stark herangezogen worden, weil aus deren Born ständig lebendige Kräfte in die Schriftsprache übergehen und sie nie in Form und Sinn erstarren lassen. Das Wörterbuch wird in Auswahl und Erklärung kaum jemals im Stich lassen.

Der Deutsche Sprachverein sowohl wie die Deutsche Akademie begutachteten das Wörterbuch Hoffmann-Block als eines der zuverlässigsten; letztere empfiehlt es allen Teilnehmern an ihren Lehrgängen.

In der „Muttersprache“ (1936, Heft 3) hat in der Tat Karl Scheffler das Buch lebhaft empfohlen. Wenn wohl im allgemeinen „die Mundarten stark herangezogen“ worden sind, so gilt das kaum für das Schweizerdeutsche; denn es fehlen dieselben Wörter, die wir im Großen Duden vermissen: urchig, Emd, Abwart, Bauersame, Dienstbarkeit, Hoffstatt, Hurde, Nidel, Jaß u. a. Natürlich kann ein Handwörterbuch kein Idiotikon sein, wie man unglücklicherweise etwa ein Mundartwörterbuch nennt, und wir dürfen nicht verlangen, daß an Hand dieser Bücher ein Norddeutscher den ganzen Gotthelf verstehen könne; wir hoffen aber doch, der Herausgeber gewähre uns in einer späteren Auflage dieselbe Gastfreundschaft, die uns der Große Duden in Aussicht gestellt hat.

Allerlei.

Es bessert. Vor 10—15 Jahren hätte noch kein Franzose daran gedacht, seine Erzeugnisse auf Deutsch zu empfehlen; jetzt haben das einzelne schon ganz nett gelernt, wie die beiliegenden Löschblätter beweisen. Ein bißchen habe ich auch dazu mitgeholfen; ich erkläre nämlich jedem Vertreter einer französischen Arzneimittelfabrik, der zu mir kommt, ich sei nicht dazu da, meinen deutschsprechenden Kranken die französischen Verordnungen auf den Packungen zu übersetzen. Die meisten sehen das auch ein; ein Fräulein, — meiner Ansicht nach aus Genf — das für ein Pariser Geschäft reiste, erstarrte bei meinen Worten fast buchstäblich zur Salzsäule. Dafür bin ich ihr heute noch dankbar; ich kann mir seither viel anschaulicher vorstellen, wie Lots Weib aussah.

F. F.

Ja, ja, die „Bildung“. In seiner Sitzung vom 16. Dezember 1936 behandelte der Gemeinderat von Zürich u. a. auch den Geschäftsbericht des Stadtrates über das Jahr 1935. Die „Neue Zürcher Zeitung“ (Nr. 2202 vom 17. Dezember 1936) berichtet über den Gang der Verhandlungen:

„Stadtrat B. Kaufmann führt aus, daß die Exekution der Vereinfachung des Verwaltungsbetriebes nach wie vor alle Aufmerksamkeit sichent.“

Daß Herr Stadtrat Bernhard Kaufmann kein Latein versteht, ist sicherlich nichts Ehrenrühriges. Aber in einem